De Chli Heiri Ruedi - Vom Gfenn und seinen Leuten

Aus alten Zeiten erzählt und gezeichnet vom Schulpfleger Hermann Pantli, Gfenn

Früher betrieben die meisten Bewohner des Gfenns Landwirtschaft, aber nur selten brachte es einer zu etwas Wohlstand. Warum? Aus dem einfachen Grund, weil es dort ringsum nur Riedland gab. War es ein trockenes Jahr, so gab es auf den Anhöhen fast kein Futter, und fiel das Jahr nass aus, so ersoff alles in der Ebene. Die Alten sagten, die Gfänner hätten ihre Häuser mit Torfgeld gebaut. Denn damals wurde im Ried viel Torf gestochen, mit dem Rindvieh nach Zürich geführt und dort verkauft.

Daneben waren viele Bewohner auf einen Nebenverdienst angewiesen und scheuten den weiten Weg zur Arbeit nicht. Da war einer, der im Kloster wohnte und jahrzehntelang jeden Tag über den Zürichberg ins Oberamt lief und viele gingen in die Schuhfabrik nach Brüttisellen oder sonst irgendwohin arbeiten. Haushaltungen mit acht oder zehn Kindern galten nicht als etwas Besonderes und einmal gab es sogar drei Haushaltungen zusammen, die 45 Personen zählten!

Darum wanderten dann Familien, deren Verdienst nicht mehr reichte, über den Grossen See aus, so etwa Gemeinderat Willimann mit acht Kindern, der Gable Hans mit elf Personen, zwei Brüder von der Bäbe-Heiri Grite, zwei vom Schräpfer Hansjakob, einer von Sali Heiris mit seiner ganzen Haushaltung und mehr als einer von Schueler Hansjakob.

Trotzdem gab es auch wieder Gfänner, die den Mut nicht verloren und die Heimat nicht verlassen wollten. Unter ihnen war der Chli Heiri Ruedi einer, ein Mann von mittlerer Grösse, der eher in die Breite als in die Höhe gewachsen war. Aus seinem kugelrunden Kopf schauten gemütliche Augen. Sein Schnauz und sein Spitzbärtchen waren meistens gut gepflegt und wenn sie nur ein wenig angefeuchtet waren, passten sie zu seiner glänzenden Nasenspitze. Er hatte verschiedene Berufe: Bauer, Musikant, Jäger, Metzger, und er verstand es ausgezeichnet, sich der Zeit und den Leuten anzupassen.

Als Bauer lief dem Chli Heiri Ruedi der Schweiss wie in Bächlein über die Wangen hinunter, besonders beim Melken, Mähen oder beim Ackern. Wenn er am Tag zuvor Tanzmusik gespielt hatte, dann wurde ihm der Schweiss farbig, und man sagte:

„Aha, der Chli Heiri Ruedi hat wieder einmal die Haare gefärbt."

Stand er am Pflug zwischen den Geissen, den Hut halb im Nacken, ein Bein in der Furche, das andere oben darauf, dann war er ganz bei der Sache. Sein alter, wurmstichiger Pflug mit dem langen eichenen Haupt war nicht leicht und kostete den Ruedi manchen Schweisstropfen. Dafür gab es dann nach jeder zweiten Furche einen längeren Halt.

Der Chli Heiri Ruedi sass dann mit seinem Knecht im Schatten, wischte sich den Schweiss ab und nahm einen tiefen Zug aus seinem dickbauchigen Mostkrug. In dieser Zeit konnten seine drei alten mageren Kühe, die Euterzitzen hingen ihnen fast bis zum Boden hinunter, eine Weile wiederkäuen. Deswegen wurde innerhalb einer Woche doch fast eine Juchte umgepflügt.

Am besten war der Chli Heiri Ruedi aufgelegt, wenn er geschniegelt mit seiner Trompete auf dem Rücken auszog. Man sagte, er gehe bis hinauf in die March Tanzmusik spielen. Wenn er aber nach Hause kam und sein Halbzylinder nicht mehr ganz in Form war, konnte man meinen, der Ruedi habe mehr Geld gebraucht als verdient. Dann war kein gutes Wetter. Seine Frau, die die ganze Nacht Seide gewebt hatte, durfte dann nicht viel sagen, noch weniger sticheln, sonst fuhr dem Ruedi das Feuer zum Dach hinaus. Man sagte, er habe einmal, weil er gerade kein Geschirr zum Zerschlagen gehabt habe, den Webstuhl seiner Frau mitten entzweigeschlagen.

Wenn Jagdzeit war, oder auch nicht, zog der Ruedi gegen Abend mit der Doppelflinte im Arm und mit der Jagdtasche an der Seite auf den Anstand. Etwas musste dann herhalten, sei es ein Hase mit langen oder kurzen Ohren. Hatte er einen Hasen mit langen Ohren, dann hingen diese aus der Jagdtasche heraus, und der Chli Heiri Ruedi war mächtig stolz. War es ein Dachhase, also eine Katze, dann gab es trotzdem Hasenpfeffer, denn der Ruedi verstand es so gut zuzubereiten, dass der grosse Landjäger nicht einmal etwas davon merkte.

Als Störmetzger besorgte er den Bauern das Schlachten und es war immer ein Fest, wenn der Ruedi mit seiner weissen Metzgerschürze und dem Korb auf dem Rücken daherkam. Sein Humor war ein Genuss, und man machte sich nichts daraus, wenn man die Blutwürste erst nachts um zehn kosten konnte. Als er immer noch dicker wurde, hätte es einmal böse ausgehen können. Der Ruedi konnte sich nicht mehr gut rühren, besonders wenn die Schweine erledigt werden mussten. So ging er einmal wie gewöhnlich in den Schweinestall und wollte dem Schwein das Halsband am Hinterbein befestigen, damit man es an den Zuber anbinden konnte. Bei dieser Arbeit schoss die Sau im Stall herum, quiekte und schrie, und der Ruedi fluchte. Auf einmal gibt es einen Ruck, die Schweinestalltür springt auf. Was kommt da heraus? Die Sau mit dem Chli Heiri Ruedi rücklings auf ihrem Rücken. Der Ruedi hielt sich mit allen Leibeskräften fest, und die Sau galoppierte mit ihrem Ritter in den Bummert hinunter, machte eine scharfe Kurve, und der Chli Heiri Ruedi kugelte herunter. Er ächzte und stöhnte und stand endlich wieder auf und drohte dem Schwein noch mit der Faust nach. Von da an holte man den Birli-Ferdi, um die Schweine zu erledigen. Dafür war der Ruedi dann beim Znüni ein gern gesehener Gast.

Wegen all dem wurde der Chli Heiri Ruedi trotzdem Zivil- und Schulpräsident, nur sagte man seinen Namen dann kürzer, und zwar nicht mehr Chli Heiri Ruedi, sondern nur noch mit dem Ehrentitel voraus: Presi-Ruedi. Das brachte dann bis zum Präsidium ziemlich viel Besuch ins Haus; besonders Landjäger, die im Gfenn ihre Runde machten, kamen

beim Präsidenten vorbei, um etwas unterschreiben zu lassen. Sie kamen dann meist gegen das Znüni, weil sie wussten, dass der Presi-Ruedi dann zu Hause war. Für mich war das immer ein Fest, wenn ich zwischen den Knien des grossen Landjägers die Jäger- und Landjägerromane ablesen konnte, bis dem Presi-Ruedi seine Frau kam, den Tisch abzuräumen, damit sie den Imbiss auftischen konnte.

Wenn aber im kleinen Schulhaus Examen war, dann gab der Presi-Ruedi den Ton an. Seine Augen kamen einem vor wie Pflugräder, und wir Kinder spürten seine Autorität in allen Gliedern. Seinen Schnauz hatte er so geschniegelt, dass er fast nach oben zeigte, und sein Ziegenbärtchen war ganz in Form geschnitten. Nur seine Glatze mit ein paar Härchen darauf brauchte keine Farbe mehr. Über seinem Bäuchlein glänzte eine goldene Uhrkette, und in seinem Gewand mit den Rockschössen kam er uns Kindern vor wie ein Bundesrat.

Einmal sah man den Presi-Ruedi nirgends mehr; es hiess, er habe einen Karfunkel und liege im Bett. Wenn Doktor Meyer von Presis Haus herkam, machte er immer ein ernstes Gesicht, wenn er in die Chaise stieg. Nicht lange lag der Ruedi, da hiess es schon, der Presi-Ruedi sei gestorben.

„Heute tun sie ihn auf den Friedhof; er liegt im Sarg drinnen, wenn du ihn noch einmal sehen willst“, sagte man zu mir.

Ich passte auf, bis ich allein war, dann ging ich ihn noch einmal anschauen. Ich bekam fast Angst, als ich dem Ruedi seine letzte Wohnung sah; ich fasste aber doch Mut, schaute durchs Fensterchen und sah den Ruedi lange, lange an, denn ich meinte, er schlafe nur. Aber als ich dann sah, wie sie die schwarzen Tücher auf den schwarzen Wagen luden, liefen mir Tränen über die Wangen hinunter, denn ich spürte: Es gibt keinen Chli Heiri Ruedi mehr. Und so war es dann auch. Als die mechanischen Verkehrsmittel aufkamen und durch die vielen Meliorationen sich andere Verdienstmöglichkeiten zeigten, verschwanden jene originellen Bewohner mit ihren Übernamen, die einem im Gedächtnis bleiben wie die schönsten Blumen der Heimat.